

(Nachdruck verboten.)

## Eheleute Strouhal.

10) Erzählung von N. A. Simácel.  
Deutsch von Franta Hájel.

Der schneidende Wind brachte mit einem Male von der Fabrik den Klang einer schrillen Glocke, durchdringend und weit hörbar. Ein gerade vorübergehendes Mädchen begann schnell zu laufen, gleich hinter ihr rief irgend ein halbwüchsiger Bursche, daß sie auf ihn warten möchte, und schon begann auch er zu laufen. Dann wurde es wieder still. Nur aus den umliegenden Hütten hörte man noch ab und zu einen Hund bellen, Gänse schnattern oder der Hahn krähen. Doch das dauerte nicht lange. Von der entgegengesetzten Seite vernahm man bald Schritte. Da ging ein Mann, da ein Weib, dort ein Kind. Alle eilten sie nach überstandener Schicht ihrem Heim zu. Bald wurden es schon viele, und der Strom der Heimkehrenden wurde dichter und lauter. Aus dem Hause vernahm man erregtes Plaudern, halb im Zorn, halb jammernd, und wiederholt wurde Styblík's Name ausgesprochen. Die Frau hatte den Aschenmann gekannt, hatte jedoch keine Ahnung davon, was sich mit ihm zugetragen hatte und warum man so erregt von ihm sprach:

„Aber solch ein Tod, das ist doch entsetzlich!“ hörte sie jetzt ganz deutlich einen Mann sagen, der mit seinem Weibe vorüberging. Der Atem stockte ihr und fieberhaft horchte sie, was die Frau darauf antworten würde. „Möglichstweise war er vorher schon erstickt, bevor er verbrannte,“ hörte sie diese sagen. Nun konnte sie nicht länger an sich halten. Sie trat aus dem Schatten hervor, erreichte die Frau, und sie am Armel festhaltend, fragte sie mit zitternder Stimme, der man die Aufregung und Ermüdung der letzten Nacht anhörte:

„Wer?“

Verwundert blieb das Weib stehen und erkannte nun die Fragerin.

„S — schaut daher, die Strouhal!“ sprach sie, anstatt zu antworten. „Da seid Ihr ja wieder gekommen?“

„Wer ist verbrannt?“ frug die Frau des Oberheizers wieder. Die Stimme wollte ihr versagen.

„Styblík. Wißt Ihr denn das noch nicht?“

„Wo ist er verbrannt?“

„Im Aschenhaus.“

„Und . . . sonst . . . sonst ist nichts geschehen?“

„Nein. Es ist an dem einen Unglück genug.“

Erleichtert atmete die Frau auf. Gleich aber begann sie sich nach den näheren Umständen zu erkundigen, vielleicht aus angeborener weiblicher Neugierde, vielleicht auch, um etwas von Strouhal zu erfahren. Zum Erzählen sind alle Frauen schnell bereit, besonders wenn es sich um einen interessanten Fall handelt, der dem Zuhörer noch nicht bekannt ist. Darum erzählten die beiden von dem schrecklichen Ende des Styblík mit gründlichen Einzelheiten, was sie jedoch nicht hinderte, die nachkommenden Bekannten herbeizurufen: „Da schaut her, die Strouhal ist gekommen!“ Bald hatte sich um sie herum ein Häuflein von Frauen gesammelt, die alle durcheinander sprachen und die sich vordrängenden Kinder zurückstießen, bis mit einem Male alle verstummten. Aus dem Hause rief eine Männerstimme: „Eure Frau ist wiedergekommen, Oberheizer!“

Die Weiber machten Platz, die Kinder sanken sich an die Mütter. Mit raschem Schritt trat der Oberheizer näher und blieb einen Moment vor ihr stehen. Dann schlug er den Arm um sein Weib und zog es an seine Brust. Sie legte die Arme um seinen Hals, und den Kopf an seiner Brust bergend, begann sie zu schluchzen. Mit einer Hand nach dem nächsten Stinde fassend, mit der anderen die Frau haltend, führte Strouhal alle in sein Haus. Bald darauf erschien auch Licht hinter den bisher dunkel gebliebenen Fenstern.

Nur langsam zersprenten sich die draußen Gebliebenen. Stumm und verwundert blickten sie Strouhal und der heimkehrenden Frau nach. Alle hatten sie ein anderes Willkommen erwartet, waren auf Zank und Säimpfen gefaßt, nun ging alles glatt vorüber, und nur ein paar Thränen wurden vergossen.

„Laß es gut sein“, meinte einer von den Männern. „Sobald sie allein sind, wird er ihr den Standpunkt schon klar machen!“

Sie blieben noch stehen und lauschten mit verhaltenem Atem, damit ihnen ja kein Wort entginge, aber in dem Hause, aus dem jetzt das Licht freundlich strahlte, blieb alles ruhig. Gern hätten sie einen Blick ins Innere geworfen, aber die weißen Vorhänge, die die unteren Fenster verhüllten, wehrten jeden Einblick . . .

Endlich mußten sie doch gehen. Alle froren sie an Händen und Füßen, und nachdem die Männer, denen die Geduld früher ausgegangen war, abgezogen, mußten sich auch die Frauen, wenn auch nur mit schwerem Herzen, entschließen, ihnen zu folgen.

Die Neugierde, über Strouhal's Angelegenheiten etwas Näheres zu erfahren, war unter den Leuten so groß, daß man die schauerliche Begebenheit mit Styblík beinahe vergessen hatte. Aber es mühte alles nichts, auch die letzten mußten endlich ihres Weges gehen, wobei sie über nichts anderes sprachen als über die Eheleute Strouhal.

Die Frau und die Kinder führend betrat Strouhal als erster die Wohnstube. Er ergriff die schwieligen Hände der Frau und blinnte ihr in die thränenden Augen und in das schmerzverzogene Gesicht.

Auch seine Augen wurden feucht, als er begann: „Das ist brav von Dir, daß Du gekommen bist. Ich wollte heute zu Dir und wollte Dich abholen; so ist mir der Weg erspart worden.“ Bei diesen Worten rollte ihm eine Thräne in den Bart. „Aber setze Dich doch, Du bist ja zu Hause, bist müde, so einen weiten Weg mit den Kindern und nachts! Warum hast Du nicht gewartet, bis es Tag wurde? Konntest Du niemand bekommen, der Dich heimgefahren hätte? . . .“

Und so folgte eine Frage auf die andere, während die Frau schluchzte und nichts hervorbringen vermochte, als die durch Thränen halb erstikten Worte: „Berzeihe mir! . . . Sei mir nicht mehr böse . . . Sage mich nicht fort von Dir!“

Strouhal wandte sich nun an die Kinder und das kleinste auf den Schoß nehmend, erfuhr er von den kleinen Plaudertaschen mehr, als ihm die beschämte Frau zu sagen vermocht hätte. Sie alle begannen zu erzählen, verschwiegen nichts, schilderten alle Einzelheiten ihres Heimweges, dann ihr Leben in Truchlin, und wie sie es dort — schlecht hatten. Sie beklagten sich über die Gzermaks und erzählten von der Mutter, wie sie immer geweint, und ihnen schließlich auf ihr Bitten versprochen hatte, sie wieder zurück, nach Hause zum Vater führen zu wollen. Und da wären sie gerne gelaufen durch Nacht und Schnee, und hätten sich gar nicht gefürchtet, und was es jetzt für große Freude wäre, daß sie nun da waren, zu Hause!

„Und jetzt bleiben wir immer bei Dir, Vater, und gehen nicht mehr fort,“ bemerkte Bartscha.

„Und Du Mutter?“ fragte Strouhal zärtlich, und legte den Arm um sein Weib.

„Auch ich bleibe immer bei Dir,“ sprach sie leise und als sie in seine guten Augen sah, begann sie aufs neue heftig zu weinen. Strouhal zog sie näher an sich und strich ihr weich mit der Fingerspitze die unter dem Kopftuch hervorquellenden Haare von der Stirne zurück.

Dieser rührende Augenblick gegenseitigen Zusammensießens zweier unverdorbenen Seelen in Liebe und Glück wurde jedoch bald durch eine profane Bemerkung unterbrochen. Marietchen, das sich noch am meisten an die Mutter hielt, zerrte plötzlich energisch an deren Rocke und sagte plötzlich mit ihrem lieben Stimmchen: „Ich habe Hunger!“

Man begann, sich nach etwas Genießbarem umzusehen. Brot und kaltes Fleisch war da und befriedigte wohl die Kinder, aber die Erwachsenen fühlten ein Bedürfnis nach etwas Warmen. Die Frau ging hinaus, holte ein Bündel Kleinholz und wandte nun, um auch ihrer inneren Bewegung Herr zu werden, ihre ausschließliche Sorge dem Ofen zu, in dem bald ein Feuer lustig prasselte. Das war für alle in diesem Augenblick auch die schönste Musik. Die Kinder drängten sich an den Ofen, und selbst Strouhal stellte seinen Stuhl dicht heran.

Die Uhr schlug sieben. Mit wohligen Behagen beobachtete Strouhal sein Weib. Wie stink es sich davor ihm drehte, und wie ihre



Wangen vor innerer Erregung zu glühen begannen, während die immer lebhafter dreinblickenden Augen von einem zum andern schweiften! Jetzt trat die Frau an den Schrank, entnahm demselben mehrere Teller und Löffel und stellte sie auf den einfachen Tisch zwischen dem Ofen und den Fenstern. Bald stand auch eine große Suppenschüssel in der Mitte, der ein angenehmer Duft entstieg. Eine Bank wurde an den Tisch geschoben, an die sie die Kinder setzte, die älteren nebeneinander, während sie Marietchen neben sich behielt. Nicht an ihrer Seite nahm auch Strouhal Platz, und sein Gesicht strahlte in Glück und Behagen. Den Kindern leuchtete die Freude aus den Augen. Das Bewußtsein, zu sein, wo sie sich satt essen und spielen konnten, ohne die ewig unfreundlichen Mienen und Scheltworte fremder Menschen befürchten zu müssen, erfüllte sie mit Jubel. Wie ganz anders war der Vater zu ihnen, so gütig und freundlich!

Strouhal schien durch die Nacharbeit keineswegs ermüdet zu sein. Dafür hatte seine Frau gerötete Augen und unter ihnen dunkle Ringe. Trotzdem kränkelten sich ihre noch etwas blaffen Lippen jeden Augenblick zu einem glücklichen Lächeln. Wie lange hatte sie nicht so glücklich gelächelt! Selbst die Amsel begann in ihrem Käfig am Fenster lustig zu pfeifen, als wollte auch sie ihre Freude an den Tag legen, daß die ganze Familie wieder einmal nach langer Trennung beisammen war.

X.

Nachdem Strouhal gegessen, legte er seinen Arm um den Nacken der Frau und vertiefte sich in den Anblick ihres Gesichts.

„Wie müde und übernachtigt Du aussehst,“ sprach er weich. „Geh' und lege Dich ein wenig nieder, auch die Kinder sollten noch schlafen gehen.“

„Bartscha und Tonik werden mir helfen müssen. Es muß gründlich aufgeräumt werden, die Fenster sind voll Staub, der Tisch, der Fußboden, alles muß gescheuert werden,“ erwiderte die Frau und stand auf.

„Das hat aber noch Zeit, morgen ist auch noch ein Tag. Wirst doch Dich und die Kinder nicht schon heute wieder plagen wollen?“

„Es muß aber heute noch geschahen!“

„Aber warum denn?“

„Weil ich der Nehal versprochen habe, ihr morgen bei der Wäsche helfen zu wollen,“ antwortete die Frau verlegen.

„Ja, bedarf sie denn der Hilfe?“

„Sie meinte nur so.“

„Also, warum versprichst Du so etwas?“ bemerkte Strouhal verdrießlich.

„Warum sollte ich ihr nicht gefällig sein?“

„Nun, es wird sich doch auf übermorgen verschieben lassen.“

„Es geht nicht!“

„Wir können es wenigstens versuchen. Warte, ich will sie fragen!“ Und Strouhal schied sich an, hinaus zu gehen.

„Ich bitte Dich, bleibe hier und gehe nicht —“ hielt ihn erregt die Frau zurück.

„Und warum nicht?“

„Weil es nicht geht!“

„Ich will ihr nur sagen, daß Du morgen nicht kommen kannst.“

„Sage nichts. Ich kann ihr das doch nicht abschlagen.“

„Dann thue ich es.“ Strouhal griff wieder nach der Thürklinke.

„Nein, ich bitte Dich, ich will nicht, daß Du hin gehst.“

„Aber warum?“

„Es ist alles umsonst. Ich muß morgen hingehen.“

„Nein, Du gehst nicht hin!“

„Dir kann es doch gleich sein, Du sollst dadurch nicht verkürzt werden“, sprach die Frau, durch das Verbot des Mannes gereizt. „Du wirst mir doch nicht zumuten wollen, daß ich meine Kinder von Dir allein ernähren lasse!“

Strouhal blickte die Frau durchdringend an und ging, ohne weiter ein Wort zu sprechen, hinaus. Er ging direkt nach dem Nachbarhaus, wo Nehals wohnten.

In den Augen der Frau, die ihm nachblickte, zuckte etwas wie Trost und Umnachgiebigkeit auf. Schweigend und eilig begann sie aufzuräumen. Die Kinder sahen ihr wortlos zu, der Vogel hielt inne in seinem Pfeifen.

Nach einer Weile kehrte Strouhal zurück. Er schlug die Thür hinter sich etwas heftiger zu und trat mit unterdrücktem Unwillen an die Frau heran:

„Nun sei aber doch so gut, und lasse es jetzt. Gehe doch schlafen, und die Kinder auch.“

„Du weißt es ja, daß ich nicht kann. Die Nehal wird es Dir doch gesagt haben.“

Jetzt konnte Strouhal nicht mehr an sich halten. Er begann laut und heftig zu sprechen, wobei er schnell durch die Stube hin und her schritt, während seine Hand im Barte wühlte.

„Ja, sie sagte mir, daß Du morgen mit ihr ins Schloß willst, um dort waschen zu helfen, daß Du Dich wieder zur Arbeit verbinden willst.“

Auf die letzten Worte legte er einen besonderen Nachdruck. „Du gehst aber nirgends hin!“ sagte er kurz.

„Und warum soll ich nicht gehen? Ich versäume hier ja nichts!“

„Weil ich — hörst Du? — weil ich nicht will, daß mein Weib sich als Tagelöhnerin verdingt.“ Wieder sprach er die letzten Worte mit Nachdruck.

(Fortsetzung folgt)

(Nachdruck verboten.)

## Von Stambuls Gassen.

(Schluß.)

Es ist allmählich Mittag geworden. Der Regen hat noch nicht aufgehört, selbst die Stiefelputzer haben sich ihm durch die Flucht entzogen. Die Straßen leeren sich von Verkäufern. Diese gönnen sich eine kurze Ruhepause. Sie legen ihren Korb nieder und während sie auf Kunden warten, verzehren sie ihr Frühstück, Käse und Brot und irgend eine Frucht; falls sie gute Geschäfte gemacht haben, besuchen sie vielleicht ein jener billigen Speisehäuser, vor denen sich der Bratpieß unablässig dreht, wo Schüsseln gelben Pilafs und delikate gebratene Fische die Vorübergehenden zum Eintritt verführen.

Bilde, schwarze Gestalten haben da schon Platz genommen. Es sind Sturden, gezähnte Löwen der Berge, die hier in Stambul bei Bauten als Handlanger oder, wenn sie recht geschickt sind, als Maurer arbeiten. Sie bekommen — ich kann allerdings nicht konstatieren, ob das der Durchschnittslohn ist — einen Medschidie, d. h. vier Mark pro Tag, und der hiesige Arbeitstag ist kurz, da er lange vor Sonnenuntergang schließt.

In jenem Café, das nichts weiter ist wie eine roh gezimmerte Bretterbude, mit breiten Bänken ringsherum an den Wänden, wo der Cafévirt auf der einen Seite des Zimmers außerdem das Barbiergewerbe ausübt und die Schädel seiner Kunden blank wie Billardkugeln poliert — sitzen die Lastträger des Viertels, stämmige Gesellen, die ebenfalls nicht innerhalb der Mauern der Hauptstadt geboren, sondern aus dem Inneren Kleinasiens eingewandert sind. Sie werden sehr gut bezahlt — schade, daß sie einen großen Teil ihres Gewinnes an den Stadtpräsidenten abführen müssen, der ihnen die Konzession verliehen hat. Es ist hier eben alles auf dem Raubsystem aufgebaut; es giebt kein Land, wo man sich so gut vom Schweiße der Armen zu nähren versteht, wie in der Türkei.

Der Nachmittag ist herangekommen. Eine andere Kategorie von Verkäufern erscheint auf dem Platze. Der Hunger ist gestillt. Die Lebensmittelverkäufer erscheinen erst wieder zum Abend.

Jetzt ziehen die Händler mit „Glendische“ durch die Gassen. Darunter versteht der Türke die mannigfaltigen Arten von Nüssen, Mandeln, süßen Früchten, die man ißt, um sich die Zeit zu vertreiben. Und die meisten Leute haben hier entschieden viel Zeit. Die Klasse der Bewohner, die unserer Bourgeoisie entspricht, hat, wenigstens was den weiblichen Teil betrifft, nichts weiter zu thun, als aus dem Fenster zu schauen, und der männliche Teil arbeitet sich auch nicht zu Tode. Da sind die Händler mit „Glendische“ an ihrem Platze; man kauft geröstete Pecanüsse, Melonenkerne, geröstete und gezuckerte Erbsen, Knackmandeln und ähnliche Genüsse, mit denen man die Zeit töten kann, was somit bei der absoluten geistigen Bedürfnislosigkeit der levantinischen Welt keine leichte Aufgabe wäre.

Die Rufe der Verkäufer werden harmonischer. Etliche Klängen sogar sehr hübsch und melodisch. Da läßt der Ballava-Verkäufer sein Lied erschallen, wenn die Zeit der Abendmahlzeit naht und die Dunkelheit schon anfängt sich herabzulassen. Der Mann verkauft Ballava und Triguna, zwei unserm Geschmack wenig entsprechende aus Hammelfett und Fruchtsaft hergestellte Gebäcksorten, die um diese Zeit des Jahres besonders delikate sein sollen. Versführerisch klingt sein Lied durch die dunkle Nacht und den rauschenden Regen:

O Baklavadzi perna!	Der Ballavadri geht vorbei,
Pastes, Triguna pula!	Kuchen verkauft er mancherlei!
Mandoletta, Mandoletta,	Mandoletta, Mandoletta!

Oriste, Mademoiselle, Anetta! Ist's gefällig, Fräulein Anetta!

Das dunkelgelockte Fräulein Anetta hört sicher auf den gefälligen Lockruf und wählt von dem durch eine große Lampe hell erleuchteten und mit buntem Papier lustig geschmückten Dreifuß des Mannes die lederstiefen in Zuder und Fett schwimmenden Sachen aus.

Der Abend naht heran. Schon sind die Handwerksbuden und die meisten Geschäfte geschlossen. Der Muesin läßt seine Aufforderung zum Gebet von der Höhe des Minaret erschallen. Für den Moslem ist die Zeit der Arbeit und des Gelderwerbs vorbei. Die Frommen



hien auf der Stelle nieder zum Abendgebet oder gehen in die nächste Messchid, um dasselbe dort zu verrichten.

Dann füllen sich die Cafés und Buden der Notalebi-Verkäufer. Die Hannale, die Pferdetreiber, die stehenden und ambulanten Verkäufer, die den ganzen Tag bis über die Knöchel im Schmutze wadend verbracht haben, sitzen behaglich bei Staffee und Cigarette zusammen, plaudern oder lauschen einem Zeitungsvorleser oder Erzähler, der ihnen von seltsamen Dingen und Leuten erzählt, von Sultanen, geraubten Prinzessinnen und mutigen Helden. Das Erzählen von Märchen findet namentlich während der Ramadanzzeit statt, wenn nach dem zwölfwöchentlichen Fasten der Sonnenuntergang die hungrigen Moslems zum Iftar-Mahle und sodann zu Tanz, Spiel und gemeinsamer Ergötzung versammelt.

Die Straßen verjucken jetzt in Dunkel. Nur in Galata unten entzündet sich die Laternen an den Cafés Chantants (oder Cafés Scaitan d. h. Teufels-Cafés) und an noch schlimmeren Orten der Ausschweifung; während oben in Pera Theater, Ringeltanz und Spielhöllen ihre Gäste anziehen.

Der müde Mann der Gasse streckt sich auf sein Lager, um in der Frühe sein Tagewerk wieder zu beginnen. Nur noch ein Ruf ertönt draußen. Das ist der Salepverkäufer, dessen warmes Getränk als Panacee für alle Erkältungen und Beschwerden der kalten Jahreszeit angesehen wird. Sein lang gezogener Ruf: Sa-a-lé-ep ist noch bis spät in die Nacht hinein vernehmbar und vermischt sich mit dem dumpfen Ton des Stabes, mit dem der Velttschi oder Nachtwächter auf das Straßenpflaster stampft.

Der Regen hat aufgehört und die Sterne blinken am Himmel. In der Ferne sieht man die Palastfronten an den Ufern des Bosporus im Glanze einer Illumination strahlen. Morgen ist die Leilet-ul-regaib, die Nacht der Wünsche, ein hohes Fest des Islam. Was wünschen sich die müden Seelen der Männer der Arbeit auf ihrem Lager, das ihnen auf dem Fußboden irgend eines dunklen, infelicitätsrührenden Zimmers bereitet ist? Ich fürchte, ihre Wünsche halten sich in zu bescheidenen Grenzen, als daß das internationale Proletariat schon in ihnen Mittämpfer erblicken dürfte.

Aber muß es denn ewig so bleiben? —

## Kleines Feuilleton.

**kg. Ein Maler ohne Arme.** „Wenn Raphael ohne Arme geboren wäre, so wäre er doch der große Maler geworden.“ — daß man gegen diesen vielumstrittenen Satz nicht praktische Gründe ins Feld führen kann, beweist der Fall eines belgischen Künstlers Charles François Jelu, von dem eine englische Monatschrift folgende Thatfachen mitteilt: Jelu wurde am 26. Juni 1890 in Waermarde bei Courtrai in Nordflandern ohne Arme geboren. Seine außerordentlich geschmeidigen Beine und Füße ersetzten ihm aber bald die fehlenden Glieder. Eine seiner frühesten Erinnerungen ist es, wie er im Garten sitzt und seine Mutter ihn lehrt, mit seinen kleinen Beinen die glänzenden Blumen zu greifen, die er so gern hatte. Bald lernte er, sie selbst zu pflücken, und da er diese Art des Unterrichts stetig forschte, wurden seine Füße bald biegsam und brauchbar. Jelu hat dann studiert und wollte eine Stellung als Beamter in Gent bekleiden. Da verschiedene Umstände dies aber verhinderten, wandte er sich der Kunst zu, die ihn immer angezogen hatte, und im Alter von 25 Jahren begann er, in Antwerpen sich der Malerei zu widmen. Mit seinen Füßen hat er mehrere Hundert der Meisterwerke, die dort zu finden sind, kopiert, und Proben seiner Kunst, Originalwerke wie Kopien, sind in der ganzen Welt zerstreut, besonders in Amerika. Wenn man diese Gemälde betrachtet, kann man sich kaum vorstellen, daß sie mit dem Fuß und nicht mit der Hand gemacht sind, so sicher ist die Zeichnung, so fest der Strich. Der Maler trägt auf den Füßen Socken, die Halbhandschuhe ähnlich sind und die Füße frei und unbedeckt lassen; ein Paar Pantoffeln stehen immer neben ihm. Beim Malen lehnt er sich etwas zurück, damit er den Fuß zur Höhe der Staffelei erheben kann. Er öffnet den Malkasten, mischt die Farben ohne Schwierigkeit und arbeitet mit einer derartigen Leichtigkeit, daß man bei dem ungewöhnlichen Publikum merkwürdigerweise gar nicht betroffen ist. Die Palette hält er mit der großen Zehe des linken Fußes, die er wie einen Dammen durch die Oeffnung steckt. Mit dem andern Fuße handhabt er den Pinsel mit erstaunlicher Geschicklichkeit, und trägt die Farben schnell und sicher auf. Ganz sonderbar sieht es aus, wenn er sein Taschentuch mit der größten Eleganz aus der Rocktasche zieht und den Kopf beugt, um es ohne jede Mühe zu gebrauchen. Ebenso bedient er sich beim Essen der Messer und Gabeln und schneidet sich alles allein vor. Noch erstaunlicher ist es, daß er sein eigenes Trinkglas handhabt. Bis zu den letzten Jahren hat er sich immer selbst rasiert, und zwar ohne sich je zu verletzen. Treppen hinaufzusteigen wird ihm dagegen schon schwerer, er muß sich dabei an der Wand stützen. Sein größter Vergnügen ist es, daß er über die Knopflöcher nicht Herr werden kann. . . . Jelu hat sympathische, kluge Züge. Er hat ein reges Interesse für Litteratur, und neben zahlreichen Versen hat er auch selbst verschiedene Lustspiele gedichtet, von denen eines mit Erfolg in Antwerpen aufgeführt wurde. Im Jahre 1874 kam er nach London, wo er in der Nationalgalerie und im Kensington-Museum kopierte. Durch seine besondere Stellung und sein Alter — er ist jetzt fast 70 Jahre alt — ist Jelu fast eine

historische Figur in Antwerpen geworden. Man kann ihn oft im Museum a. veiten sehen. —

— **Von seinen Wanderungen in Island** erzählte der Amerikaner Hanson in der letzten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“. Während sonst die Reisen in Island zu Pferde gemacht werden, ist der Vortragende zu Fuß gewandert und hat auch die vielen reizenden Flüsse, so weit nicht schon Brücken, Fährten u. dergl. vorhanden waren, durchwaten — ein Beginnen, das keineswegs ohne Gefahr ist. Eine eigentümliche Vorrichtung zum Ueberqueren breiterer und tieferer Flüsse ist die sogenannte Klatte, ein System von Sträff über den Fluß gespannten Tauen, an denen mittels eines Haispels ein großer, starker Kasten über den Fluß gezogen wird. In diesem Kasten sitzt der Reisende. Pferde müssen das Wasser dann durchschwimmen und werden dabei von der reizenden Strömung meist sehr weit stromab getrieben. In jüngster Zeit modernisiert sich das Land rasch. Die neueren Häuser machen einen schmutzigen Eindruck. Sie sind gewöhnlich mit Wellblech gedeckt, während das typische alte isländische Bauernhaus ein Dach aus Steinen, Erde und Grasplaggen hat. Auf diesem Dache wächst das Gras meist so üppig und das Dach ist von außen so leicht bestiegbar, daß man nicht selten Pferde oder Schafe darauf weiden sieht. Diese alten Bauernhäuser pflegen fünf Innenräume zu haben; davon sind zwei geteilt, das Familienzimmer und das Fremdenzimmer. Bei aller Einfachheit findet man doch schon einzelne Gegenstände des Konforts, namentlich zuweilen ein Harmonium. Geheizt wird aber nicht. Die Tracht der Leute ist sauber und nett, sehr hübsch ist namentlich die Festtracht der Frauen. Die Begehrthaltungen bessern sich neuerdings auch; während bis vor kurzem überhaupt noch keine künstlichen Wege vorhanden waren, vielmehr der Verkehr sich einfach in den von den Pferden ausgetretenen Pfaden bewegte, wird jetzt eine Landstraße nach der andern angelegt. Die Güterbeförderung erfolgt einstweilen noch auf Pferden. Schwere Gegenstände müssen im Winter über den Schnee geschleift werden. Die Bewirtschaftung des Bodens ist ziemlich unbehaglich. In der Natur ist nirgends eine platte Grasnarbe vorhanden, sondern das Gras wächst in einzelnen starken Büscheln (Wülten, Plaggen). Will der Bauer nun eine Wiese anlegen, so plaggt er diese Büschel ab, ebnet den Boden und besäet ihn. Der Vortragende zeigte mit Hilfe des Stioptikons die gewaltigen Heuvorräte auf den Bauernhöfen, ebenso typische Landschaften, Wasserfälle und dergleichen aus dem Innern, namentlich auch das Lavafeld von 1875, das wegen seiner Rauheit und Zerklüftung, sowie wegen der scharfen Gesteinswände nur sehr schwer zu überschreiten ist. —

**b. Das Lichtbedürfnis der Weltstadt.** Vor 200 Jahren war ein Bedürfnis nach Licht nur in ganz geringem Maße vorhanden; für den Hausbedarf benutzte man einfache Oellampen, und eine öffentliche Beleuchtung gab es kaum. Diese begann 1680 mit einem kurfürstlichen Edikt, das den Einwohnern Berlins befahl, „eine Laterne, darinnen ein brennend Licht steht, aus jedem dritten Haus heranzuhängen, also daß die Lampen von den liebden Nachbarn abwechselnd besorgt wurden“. Mit diesen spärlichen Anfängen vergleicht man den heutigen Zustand. Berlin verbraucht gegenwärtig pro Jahr 120 Millionen Kilogramm Petroleum, 150 Millionen Kubikmeter Leuchtgas; außerdem brennen 300 000 elektrische Glühlampen, 10 000 elektrische Vogenlampen. Und diese Entwicklung steigt andauernd sehr rasch; man könnte als Motto unserer Zeit geradezu „Mehr Licht“ bezeichnen. Wir leben im Zeichen des Lichtes so gut wie im Zeichen des Verkehrs. —

## Theater.

**Schiller-Theater. „Die Richterin“.** Schauspiel in 4 Aufzügen nach Konrad Ferdinand Meyer von Roman Woerner. — Alle Merkmale der Dramatisierung waren in schönem Verein bei einander. Der Gang der Handlung war durch Erzählungen erleichtert, in denen der Autor dem verehrten Publico auseinanderlegen mußte, wie, warum und zu welchem Ende. Die Fabel, die sich in der epischen Form behaglich breiten durfte, wurde in der dramatischen dunkel und schwer verständlich, wenigstens wurde sie es stellenweise. Die wichtigsten dramatischen Szenen sprangen hier und da unvermittelt aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Kurz: Die „Dramatisierung“ schaute dem Stück aus jeder Scene heraus. Roman Woerner hat eine „Bearbeitung“ geliefert, die nicht anders ist, als Bearbeitungen im allgemeinen zu sein pflegen.

Jammerhin merkt man, daß das Original der Arbeit von Konrad Ferdinand Meyer ist. Der Charakter der Richterin verrät Wucht und Sinn für Größe. Auch im Dialog und in der Fabel spürt man die Darstellungskraft und die Phantasie des Dichters. Ganz ist die Poesie der Novelle nicht verloren.

In Hamburg ist das Stück kürzlich mit Pauken und Trompeten durchgefallen. Daß es im Schiller-Theater schließlich doch einen Achtungserfolg errang, ist ein Verdienst der Darstellung. Es enthält beispielsweise eine Tragicene, d. h. eine Scene, in der eine Trammigkeit der Heldin erscheint. Sieht man sich hier einem schlechten oder auch nur einem mittelmäßigen Schauspiel gegenüber, kippt die Sache sofort ins Komische um. Mit Gregori war die Scene eine der stimmungsvollsten des ganzen Stücks. Allerdings war die Stimmung lyrischer Art und so



Begreife ich sehr wohl, daß dem Publikum andere Szenen besser gefallen. Frau Wiede war als „Nichterin“ nicht ganz in ihrem eigentlichen Element. Sie war eine gute Schauspielerin — natürlich. Aber sie hatte eine Aufgabe zu lösen, die zu lösen ihr nicht gegeben ist. Ich will damit nicht sagen, daß sie ein zu weiches Gemüt habe, um Herbe und große Gestalten zu schaffen, keineswegs. Ihre Hedda ist eine sehr feine Leistung und General Gabelers Tochter ist geradezu die Regation des Gemütvollen. Ihr Platz ist aber nicht da, wo monumentale Größe erfordert wird; sie gehört in die moderne Kunst, wo sie durch intelligentes Spiel ein geistig belebtes Bild zeichnen kann. Der Größe ist sie gewachsen, aber der komplizierten Größe des Modernen, nicht der heroischen. Schließlich seien noch Ewald Bach, Fr. Meyer, Fr. Wulf, Pategg und Thurner genannt.

Auf eine ausführliche Wiedergabe der Handlung verzichten wir, um unsern Lesern die Lektüre von Konrad Ferdinand Meyer zu empfehlen. In aller Kürze nur sei angedeutet, daß die „Nichterin“ einen ungeliebten Mann durch Gift getötet hat. Das Kind, dem sie als Witwe das Leben giebt, hat ihren Jugendgeliebten zum Vater. Nun will es das Schicksal, daß sich zwischen diesem Kind und ihrem Stiefsohn eine sinnliche Neigung entwickelt. Um beide von der furchtbaren Schuld der Mutschande zu befreien, bekennt sie öffentlich ihre Verbrechen und tötet sich selbst durch Gift. — E. S.

**Aus dem Tierleben.**

er. Instinkt oder Ueberlegung? Eine Leserin schreibt uns: Ich wohne am Rande der Hafenseide, meine hinteren Fenster gehen nach dem Park der „Neuen Welt“ und dem Turmplatz hinaus. In der Hoffnung, mir einige Vögel an das Fenster zu gewöhnen, streute ich schon Anfang November Vogelfutter, wie mein Staar es übrig ließ, auf das Fensterbrett hinaus. Tatsächlich fanden sich denn zu meiner größten Freude auch sehr bald drei Kohlmeisen ein. Sie kamen zuerst sehr schüchtern, wurden aber bald so vertraut, daß sie auch auf dem Fensterbrett sitzen bleiben, wenn jemand dahinter steht. Da ich wußte, daß die Meisen gern Speck, Butter und andere fettige Stoffe essen, nagelte ich eine Vogelstange an die Mauer und hängte an Bindsäden geknüpft Speckstückchen oder mit Butter bestrichenes Brot daran. Meine Absicht war, zu erreichen, daß die Meise (wie ich das in anderen Gartenwohnungen schon erlebt hatte) sich an den Speck und das Brot hängen sollte, um im Schmelzen davon zu fressen. Die Meisen erspähten den Leckerbissen sehr bald, hängten sich aber zu meinem Erstaunen nicht daran, sondern vollführten vielmehr folgendes Experiment, und zwar alle drei: der Vogel kommt, setzt sich auf die Stange, bückt sich so weit er kann nach vorn und zieht den Bindsaden zu sich herauf, krallt das hochgeholt Ende mit dem Fuß fest, bückt sich wieder, holt ein weiteres Stück und hält es wieder fest, bis der Speck oder das Brot oben ist und mein Meiserich schnabulieren kann. Woher wissen die Vögel, daß der Bindsaden ein Gegenstand ist, den man stückweise in die Höhe ziehen kann? Wer oder was hat sie das ganze Experiment gelehrt, das doch entschieden ein gewisses Nachdenken voraussetzt? —

**Physikalisches.**

— Auf die Anregung des Vorsitzenden des deutschen nautischen Vereins sind von Kiel aus durch die Firma Siemens u. Halske Versuche mit der drahtlosen Telegraphie gemacht. Sartori berichtet über die Ergebnisse dieser Versuche folgendes: Die Versuche haben stattgefunden zwischen dem nach Koriör fahrenden Postdampfer „Prinz Sigismund“ und einer in Laboe am Eingange des Kieler Hafens errichteten Landstation. Die Einrichtungen auf dem Dampfer waren die folgenden: Am Bug des Schiffes war ein 4 Kilometer starker Bronzedraht angebracht, der vermittelst isolierender Blöcke über die Masten zum hinteren Zeile des Schiffes an einen Isolator geführt wurde. Ungefähr in der Mitte der Länge dieses Drahtes war zwischen den Masten ein 14 Meter langes, 1 Meter breites Reg, aus 5 Centimeter großen Maschen bestehend, zu einem Cylinder aufgerollt und isoliert aufgehängt. Der Induktor, die Funkenstrecke, der Empfänger und die sonstigen Zubehörteile waren in einem Verschlag oben auf der Kajüte angeordnet, während der zugehörige chemische Unterbrecher an Schürren hängend in einer Kabine untergebracht war. In Laboe wurde zum Zwecke der Versuche ein Mast aufgerichtet von 30 Meter Höhe. Die Apparate hatten in dem Zimmer eines nebenstehenden Hauses Aufnahme gefunden, die Erdleitung war direkt nach dem Wasser geführt. Für die Versuche wurde auf dem Dampfer keinerlei Rücksicht genommen, so daß auch in den Stahlwanken keine Veränderungen, keine Isolatoren oder sonstiges angebracht wurde. Die hier unten angegebenen Entfernungen sind wahrscheinlich nur annähernd richtig, da diese sich nur nach der Fahrzeit der Schiffer berechnen ließen. Am ersten Tage der Versuche wurden Zeichen empfangen auf etwa 30 Kilometer Entfernung, das Schiff war Geber der Zeichen, die Station in Laboe Empfänger. Beim Auswechseln einiger Teile blieben die Zeichen zuweilen aus, auf 20 Kilometer kamen sie aber sicher ein. An verschiedenen Tagen waren auch die Entfernungen variiert, höchstens waren 45 Kilometer erreicht, wobei das Schiff Empfänger war und die Station in Laboe der Geber. Die geringsten Entfernungen waren 20 Kilometer, als Mittel sind 30 Kilometer festgestellt worden. Die größte zuver-

lässigste Entfernung wurde dann erreicht, wenn der Geber am Lande und der Empfänger der Zeichen auf dem Schiffe war. Die beste Wirkung wurde bei der mittleren Entfernung von 30 Kilometer erreicht, da dann die Apparate gut und exakt arbeiteten. Witterungsverhältnisse hatten im allgemeinen keinen Einfluß auf die Zeichen, die Apparate arbeiteten gleich gut bei Regen wie bei Sonnenschein. Dagegen hat der Rauch des Schiffes gelegentlich einen allerdings indirekten schädlichen Einfluß gezeigt, indem er die Isolatoren schwärzte und sie leitend machte, dieses wurde dann durch Abreiben mit Del verhindert. Bemerkenswert war noch, daß auf dem Schiffe die Stahlwanken die Wirkung insoweit beeinträchtigen, als in diesen durch das Gebernetz eine Induktionswirkung hervorgerufen wird, worunter die Wirkung der Funken leidet. Der Induktor gab often 30 Centimeter Funken mit den nötigen Verbindungen, an der Funkenstrecke dagegen nur zwei Centimeter, während unter normalen Verhältnissen die Funken wenigstens 10 Centimeter lang müssen. Im allgemeinen haben die Versuche vollaus bewiesen, daß telegraphische Verbindungen mit der drahtlosen Telegraphie selbst unter diesen ungünstigen Verhältnissen auf gewisse Entfernungen mit Sicherheit zu unterhalten sind, sowohl von Schiff zu Schiff, als von Land zu Schiff und umgekehrt. Bei größeren Entfernungen von über 30 Kilometer werden die Verhältnisse schwieriger, wenn auf dem Schiff keinerlei Veränderungen oder sonstige Anordnungen vorgenommen werden, wie es bei diesen Versuchen der Fall war. Unter den vorhandenen Verhältnissen wirkte zum Teil die Luftelektrizität recht störend. —

**Humoristisches.**

— Von der Schmiere. Direktor: „Müller! Müller! Wenn Sie mir noch ein einziges Mal die Kriegsfahne von der „Jungfrau von Orleans“ als Schnupftuch benutzen, werde ich Ihnen fünfzig Pfennig von der Monatsgage abziehen!“ —  
 — Ihre Beschäftigung. A.: „Wie geht's dem jetzt der Frau Baronin?“  
 B.: „Oh, die fährt entweder Rad oder aus der Haut!“ —  
 — Specialität. „Warum behalten Sie diesen Schlingel von Comptoiristen?“  
 „Der Kerl mahnt großartig!“ — (Megg. hum. Bl.)

**Notizen.**

— Die erste Malinee der neubegründeten Berliner „Ecessionsbühne“ findet am 10. Dezember statt. Zur Aufführung gelangen „Der Besetzte“ von Wilhelm v. Scholz und „Der Kammerjäger“ von Frank Wedekind. —  
 — Der Delegiertentag der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger ist gestern hier in Berlin zusammengetreten. Die Pensionanstalt zählt jetzt 3355 Mitglieder, 195 mehr als im Vorjahre. Sie hatte eine Jahreseinnahme von 412 758 und eine Ausgabe von 293 799 M. Die Zahl der Pensionäre ist von 960 auf 983, die der Rentner von 227 auf 235 gestiegen. Das Vermögen der Anstalt ist von 5 376 383 auf 5 495 343 M. gewachsen. —  
 — Richard Brede will eine Journalisten-Hochschule in Berlin ins Leben rufen. Die Eröffnung soll schon am 4. Januar 1900 stattfinden. —  
 — Max Liebermanns Gemälde „Mann in den Dünen“ wurde von der Königsberger städtischen Kunstgalerie angekauft. —  
 — Die Zeitschrift „Pan“ bleibt bestehen. Die Gesellschaft „Pan“ hat sich zwar aufgelöst, das löstliche Unternehmen wird aber von einem Privatmann weiter gehalten. Dr. Casar Flaßchen bleibt Redakteur. —  
 — Vom Januar ab erscheint im Verlage von Karl Winter in Heidelberg halbmonatlich eine „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“, herausgegeben von den Professoren Philipp Lenz in Waden-Waden und Otto Heilig in Kenzingen. —  
 c. Eine neue Oper von Rimsky-Korsakow ist in Moskau mit Erfolg zum erstenmal aufgeführt worden. Der Titel ist „Die Zorenbraut“. Das Libretto ist dem Drama von Mey entnommen. Der Komponist ist in diesem Werk zu den Traditionen der alten russischen Musik zurückgekehrt. —  
 — Eine englische Zeitung hat ein Preisausschreiben für das Verzeichnis der hundert besten Bücher aus der gegenwärtig vorliegenden Kinderliteratur veranstaltet. Der Preis beträgt 200 M. —  
 — Eine alte Sitte im Elsaß ist das sogenannte Adventsblasen. Die Halbmonatsschrift „Niederelben“ schreibt darüber folgendes: Die Sitte besteht darin, daß allabendlich bei Eintritt der Dunkelheit auf Hörnern geblasen wird; namentlich auf dem Lande vernimmt man dieses Hornblasen von allen Richtungen in den verschiedensten Tonarten. Dieses Adventsblasen beginnt mit dem ersten Adventsontage und dauert in der Adventszeit fort bis zum Morgen des ersten Weihnachtstages. Die Sitte stammt aus dem 17. Jahrhundert. —